

# Glanzvolles Licht

Die große kanadische Autorin Alice Munro wird 80 Jahre alt. Ihre neuen Erzählungen sind ein Leseabenteuer VON SUSANNE MAYER

**D**ass Alice Munro eine gerühmte Autorin der Weltliteratur werden würde, war nicht zu erwarten und kann als herrliches Wunder bezeichnet werden. Eine Frau, die in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts als Kind eines erfolglosen Fellschneiders aufwächst, in einem Haus mit Außenklo, am Rande der kanadischen Seelandschaft im südwestlichen Ontario. In der Nähe lebt sie noch heute, weitab vom literarischen Getriebe der Welt, am Ufer des Lake Huron, in einem 3000-Seelen-Nest, in einem Haus, in dem ihr Mann schon seine Kindheit verbrachte. Sie schreibt an einem Tisch im Wohnzimmer. Kurzgeschichten. Alice Munro schreibt Short Stories, sie schreibt, seit sie ein Kind war, sagte sie einmal, sie könne sich gar nicht daran erinnern, nicht geschrieben zu haben. Über zwölf Sammelbände sind es geworden, mit vollkommen abgründigen Erzählungen über das, was Menschen im Leben widerfährt. *Too Much Happiness* heißt der letzte Band von 2009, der nun auch auf Deutsch erschienen ist, in der schönen Übersetzung von Heidi Zerning, er ist, wie es viele der Geschichten waren, in seiner erstaunlich makellosen Art ein Meisterwerk.

Fotos zeigen eine feingliedrige Frau. Auf frühen Aufnahmen ist das Gesicht umwölkt von dunklen Locken, was ihm etwas Wildes gibt, auf den Fotos der letzten Jahre sieht man vom Alter herausgepeilte Gesichtszüge, das weiße Haar wundervoll geschnitten – der Schmuck, das Kleid: eine Lady. Auf YouTube kann man sie beobachten, wie sie plaudert, witzig pointierend, mit lebhafter Gestik. Einige Jahre ist das Video alt. Die Stimme hat da schon das heisere Vibrato des Alters. Interviews gibt es heute keine mehr. Es ist ja alles gesagt, jedenfalls erreicht, Alice Munro hat den kanadischen Buchpreis Governor General's Award in Serie bekommen, den National Book Critics Circle Award von Amerika und in London den Man Booker International Prize für ihr Lebenswerk. Ehrenmitglied der American Academy of Arts and Letters! Ritter des französischen Ordre des Arts et des Lettres! Selbstverständlich immer nobelpreisverdächtig, und dann wäre noch dieser unablässige Vergleich mit Tschechow, den sie klug zu zerstreuen weiß. Sie bemerkt dann etwa, es sei stets demütigend, Tschechow zu lesen, seine Größe nur vergleichbar mit der Shakespeares, »wie bei Shakespeare geht von seinem Werk ein glanzvolles Licht aus – nichts ist daran gewollt, nichts Abglanz einer Person.« Voilà! Stilvoller kann man sich nicht absetzen vom heutigen Celebrity-Kult der literarischen Szene. Die kanadische Schriftstellerin Margaret Atwood erinnert sich mit Schauern, wie die Szene in den fünfziger Jahren, als ihre Freundin Alice Munro zu veröffentlichen versuchte, von männlichen Großtieren dominiert war. Und Frau-Sein noch kein Bonus war, nicht in Kanada!

Munro: »Ich will nur eine Geschichte erzählen, in einer altmodischen Art – eben was jemandem passiert, und dieses Passieren soll mit ein wenig Unterbrechung, einigen Wendungen und etwas Fremdheit rüberkommen.«

Weil ihre Charaktere häufig Frauen sind, wurden Kritiker verleitet, von Frauenliteratur zu sprechen, was so plausibel ist, wie das Werk von Philip Roth oder Michel Houellebecq oder Martin Amis unter Männerliteratur abzuheften. Sagen wir, das Werk schöpft aus den Erfahrungen ihrer schottischen Vorfahrinnen, die ihre Cottages in den öden Tälern verließen und schwanger auf die Schiffe gingen und später wieder schwanger die Wildnis durchquerten, es bezieht sich auf die Generation ihrer Mutter, die wenig mehr Freiheiten hatte als die Frauen hundert Jahre zuvor. Natürlich auf die eigene Generation. Munro erinnert sich, wie verzweifelt sie während der ersten Schwangerschaft Tag und Nacht schrieb, voller Furcht, später nie mehr schreiben zu können. Wie sie dann später mit der einen Hand tippte und mit der anderen Hand die kleine Tochter auf Abstand wedelte. Sie erinnert sich an die Schuldgefühle. Wie sie mit zwei Kindern kämpfte, nachts schrieb, morgens vor den Kindern aufstand, ähnlich wie es die Dichterin Sylvia Plath machte, auch Jahrgang 1931, die sich umbrachte.

Munros Frauenfiguren leben etwa in einem Wohnwagen, inmitten einer unwirtlichen Wildnis mit schwierigen Typen, oder auf den Trümmern einer ausgelöschten Familie, wie Doree in der ersten Geschichte des neuen Bandes, am Abbruchrand einer Existenz wie die Musiklehrerin Joyce in der zweiten Geschichte, man trifft in anderen Kollektionen auf die kleinwüchsige Putzfrau einer Pension oder eine Studentin, die sich vor den Augen eines alten Mannes enthüllt. Kurzgeschichten, erklärt Munro, könnten härter sein als lange Romane, wohl wahr.

Viele dieser Geschichten existieren nur in der Erinnerung der Erzählerin, sie führen an Orte, die es längst nicht mehr gibt, man begegnet Leuten, die ebenfalls verschwunden sind, manchmal sind es nur Ausformungen eines früheren Selbst, welche der Erzähler hinter sich gelassen hat. In der letzten Erzählung des neuen Bandes mändert die Erzählung durch die revolutionären Wirren des 19. Jahrhunderts bis in die Fieberträume der Heldin Sophia Kovalevsky (1850 bis 1891), der ersten Mathematikprofessorin Europas. Anders als Munro aber konnte Sophia Kovalevsky kein Star sein, sie galt als Freak, das Glück kam zu ihr nur mithilfe einer kleinen Pille.

Es ist gelegentlich so, als schraubten sich diese Erzählungen in einen Nebel. Das gibt ihnen etwas Schwebendes, was umso verstörender wirkt, als Munro mit einem lakonischen Realismus erzählt. Sie richtet ihr Augenmerk nachhaltig auf jedes kleine Detail, den roten Streifen, den ein Strumpfband am Schenkel hinterlässt, die Lichtverhältnisse im Tunnel einer Baumallee, durch die ein ehebrecherisches Paar fährt, sie protokolliert jede Bewegung eines Mannes, der sich nach einem Unfall beim Holzfällen qualvoll durch den Schnee robbt. Sie kenne ihre Figuren genau, hat Munro einmal erklärt, ihre Vergangenheit und jedes Detail ihrer Zukunft, auch wenn der Leser sie nur für die kurze Dauer einer Kurzgeschichte treffe.

In diesem kurzen Leseabenteuer kann alles passieren, Munro lockt auf ein Terrain, unter dem Unaussprechliches auf der Lauer liegt, es mögen Sehnsüchte sein, Verlockungen, die nach einer beiläufigen Berührung hochzüngeln und ein ganzes Leben verschlingen können. Man erkennt Abhängigkeiten, die wie Gift in jede Körperzelle eingesickert sind, Schuldgefühle, die ein Leben wie Spinnweben umhüllen und so ersticken. Es sind keineswegs Kleinigkeiten, in denen sich die



Alice Munro im Jahr 2007 in New York

Foto: Andrew Festa/eyevine/intercorpis

großen Lebensfragen stellen, die nach Verantwortung, Liebe, Schuld, Munro, deren Vorfahren aus ihren kargen schottischen Tälern eine strenge Religiosität in die Neue Welt mitbrachten, hat einen Gestus gefunden, diesen moralischen Rigorismus auszuhebeln, die Lebensräume auszuweiten.

Ihre Figuren kennen sich nicht, manche handeln wie in Trance. Sie haben ihr Geheimnis, und Munro lässt es ihnen. Sie betrachtet sie. Das Schicksal spielt diese Menschen mit sich wie Steine, die losgelöst wurden, aber die doch in diesem Strom eine Art störrischer Widerspenstigkeit entfalten. Schuld jedenfalls ist kein Begriff, der greift, weshalb man Munro Amoralität vorgeworfen hat. Tatsächlich entfaltet sie die Großzügigkeit des Mitgefühls, vielleicht liegt darin die überwältigende Wirkung.

Am kommenden Sonntag, dem 10. Juli, wird Alice Munro 80 Jahre alt. Was ihr das wohl bedeutet? In dem Buch *Wozu wollen Sie das wissen?*, das tief in ihre Familiengeschichte hineinführt, gibt es im letzten Kapitel eine Frau, die einen sogenannten Befund hat und auf die Laborergebnisse der Klinik wartet. Ihre Tage scheinen angezählt. Die Frau nutzt sie, um auf Friedhöfen namenlosen Kindergräbern nachzuspüren, den kurzen Leben, die aufblühen und deren Auslöschung eine wahre Tragödie war. Und entdeckt, auf den Fahrten durch die Landschaft Ontarios, in der sie ihr Leben verbracht hat, die Spuren einer anderen Zeit. Hügelmoränen, vor Abertausenden von Jahren entstanden. Geröllhalden. Verschwundene Uferlinien. Es ist ein Anblick, der sie mit einer grandiosen Freude erfüllt.

GEDICHT: AI WEIWEI

## Wir sprechen uns später

Ich habe die schwächste Natur der ganzen Menschheit und überlasse mich ihrem Lauf,

In jedem Fall

In der Stadt

Drei Monate hab ich kein Kind gesehen,

Das Gummibälle verkauft, wie früher

Ganz ohne Lieder

Mit dem singenden linken Auge

Auf das rechte zielen.

Dann kommen die Leiden der

Umzugs-Saison,

Überall neue Stellen begraben.

Ein großer Baum von der anderen Seite

der Erde

Kommt hier als grünes Pflänzchen heraus.

Wer andere rettet, will sich selbst nicht

retten.

Gott ist genauso gut wie früher.

Aber was ist mit meinen Knöpfen los?

Unaussprechliche Wünsche.

Du hörst

Ein Gerücht aus dem ehrlichsten Munde,

aus klarer Quelle.

Doch die Nacht wurde von Träumen

trocken gewrungen

Und übers Bett gehängt, vor dem

Morgen.

Ich glaube, es gibt eine Generation, die

wird am jüngsten bleiben,

die wird nicht versuchen, die Hände

wegzunehmen

die ihr die Hälse zudrücken.

Oh,

Leben, das sich aus Eitelkeit eine

Bedeutung ausdenkt.

An beiden Enden der Telefonleitung

Dieselbe Verabredung dreihundert Mal

vereinbart.

Deshalb

Geh nirgends hin

Sondern zerstreue die zu viel gesagten

Worte.

Bei dieser Gelegenheit spazieren wir

unsere Gehirnwindungen entlang.

Eine Katze schreckt die Menschen,

Doch sie wurde oft schon von Menschen

geschreckt.

Und so verschwand sie mit einem Mal

auf der unmöglichen Straße.

Lächelnden Gesichts, älter als früher.

Jeder Satz beschäftigt mit dem

vorhergehenden.

Besser, als in dieser langen Schlange zu

stehen

Wär's, mir die Leere zurückzugeben.

Jetzt beginnen die Ferien.

Jemand sagt, dieses Jahr hat sich in den

Geschäften zu viel Spielzeug

angesammelt.

Deswegen propagiert nun die Welt das

Vergnügen des Kinderkriegens.

Doch das ist ein gesetzloses Nichts.

So hat man mir gesagt

Wenn du es bist

Sprechen wir uns später wieder

Dieses Gedicht von Ai Weiwei, das hier in deutscher Erstveröffentlichung erscheint, wurde 1987 in New York in der ersten Nummer der chinesischsprachigen Zeitschrift »Eine Zeile/ Eine Reisegruppe« veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung besorgten Martin Winter und Angelika Burgsteiner im Juni 2011

## Die Erde, vom Mond aus betrachtet

Johannes Keplers Traumerzählung über eine Reise zu unserem kalten Nachbargestirn VON CLEMENS SETZ

**W**enn man im Jahr 1609 zum Mond reisen wollte, brauchte man die Hilfe von Dämonen. Man musste daran gewöhnt sein, »sich von Zwieback, Knoblauch, Dörrfisch und abscheulichen Speisen zu ernähren«. Man wurde von den Dämonen – vorausgesetzt, sie waren einem freundlich gesinnt – hochgehoben und in atemberaubender Geschwindigkeit in den Weltraum katapultiert. Damit man die Reise unbeschadet überstand, bekam man Narkotika und Opium. Den Aufprall auf dem

ANZEIGE



Mond selbst erlebte man zusammengekugelt wie eine Spinne, danach befahl meist eine entsetzliche Schwäche und »Schlappheit der Glieder« den Mondreisenden. Auf der Seite des Mondes, der der Erde zugewandt ist, steht der Blaue Planet, von den Mondbewohnern »Volva« genannt, stets an derselben Stelle, die Sterne bewegen sich um ihn,

er dreht sich und zeigt seine Erdflecken, über die sich die Mondbevölkerung ähnlich poetische Gedanken macht wie wir über den vermeintlichen Mann im Mond: »Doch erkennt man im östlichen Teil etwas wie das Profil eines Menschen, in Höhe der Achsel abgeschnitten, der sich ein Mädchen zum Küssen heranzieht, das in ein langes Gewand gehüllt ist und mit nach hinten ausgestreckter Hand eine heranspringende Katze reizt.«

Die Mondbewohner teilen sich in Subvolven und Privolven, in erdzu- und erdabgewandte Wesen. Auf der erdabgewandten Seite sind die Verhältnisse besonders bizarr: »Die Tiergattung der Schlangen herrscht ganz allgemein vor.« Unruhig ziehen sie von Ort zu Ort, sind Höhlenbewohner oder Taucher. Und: »Überall auf dem Boden streut liegen Gegenstände, die wie Pinienzapfen geformt sind. Tagsüber ist ihre Rinde angesengt, abends öffnen sie sich und geben, wie aus einem Versteck, Lebewesen von sich.«

1609 schrieb der berühmte Astronom Johannes Kepler seine von einer rätselhaften und doch fest in Astronomie und Mathematik wurzelnden Poesie getragene Traumerzählung über eine Reise zum Mond. Erst 1630 wurde sie gedruckt. Die Erzählung ist nur wenige Seiten lang und wird begleitet von einem fast hundertseitigen Fußnoten-

Anhang, an dem Kepler mehrere Jahre arbeitete. Zusammen mit diesen Fußnoten, die aus autobiografischen Ergänzungen, echten astronomischen Berechnungen zum Erdtrabanten und kleineren, dichterisch anmutenden Stücken (die nicht selten die Intensität klassischer Prosagedichte erreichen) bestehen, bildet sie eines der ungewöhnlichsten, vernünftigsten Bücher, in die man sich versenken kann. Eine exzellente Versenkungshilfe bietet der ausführliche Leitfaden für Mondreisende der Literaturredaktion Beatrix Langner, der dem Buch angehängt ist. Er bietet einen hervorragenden Überblick über die revolutionären Konzepte, die Kepler verarbeitet und verteidigte.

Der Mond, einst Göttin und Auge, mit dem die Menschheit die Wunder des Kosmos betrachten kann, wurde immer mehr zu etwas, dem die Poesie versagt bleibt. Und vielleicht wird unsere Erde von den Mondbewohnern ebenso betrachtet: »Sie können den Mond nicht als Himmelskörper sehen, der sich zwischen den Sternen bewegt. Denn da sie ihn bewohnen, wie wir es uns ja aus-

denken, sehen sie ihn so, wie wir unsere Erde.« Was muss in Wesen vorgehen, die jede Nacht zu einem sich über ihnen drehenden blauen Planeten blicken – und wissen, welche entsetzlichen Dinge auf ihm vorgehen?

Die von Kepler gespielten Saiten der rhetorischen Brillanz, der geistreichen Streitlust und der geometrischen Strenge werden von Beatrix Langners Essay auf einen anderen Resonanzkörper gespannt: auf die würdevolle Trauer darüber, dass der Menschheit möglicherweise etwas Essenzielles abhanden kam, als klar wurde, was der Mond ist und wie es auf ihm tatsächlich aussieht. Die bekannten Verschwörungstheorien über die erdabgewandte Seite unseres Trabanten, auf der angeblich UFO-Basen und uralte Mondstädte stehen, oder die Idee, dass die Mondlandung der Apollo-11-Mission gar nie wirklich stattgefunden hat, sondern in irgendeinem Filmstudio in Hollywood simuliert wurde, sind die letzten Exemplare der sterbenden Kunst der Mondreisegeschichte. Sie werden vielleicht noch ein paar Jahre vorhalten.



**Johannes Kepler: Der Traum, oder: Mond Astronomie** mit einem Leitfaden für Mondreisende und hrsg. von Beatrix Langner; aus dem Lateinischen von Hans Bungarten; Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2011; 271 S., 29,90 €